

Um fremde Welten zu sehen, muss man nicht ans Ende der Welt fahren

Reisebericht von einer freiwilligen Studienreise nach Kroatien, Bosnien und Herzegowina

Man muss nicht immer weit wegfahren, um in fremde Welten einzutauchen. Vierzehn Stunden Busfahrt vom Schweizer Mittelland reichen aus. Über den Gotthard und die Autobahn Mailand – Venedig – Triest erreicht man bald einmal Zagreb, Tor zu einem Europa innerhalb Europas, Tor zu jener Region, wo das 20. Jahrhundert blutig begann und blutig endete.

Wir waren eine Gruppe von rund fünfundzwanzig Studenten der ältesten Jahrgangsstufe unseres Gymnasiums, die sich für die Reise nach Kroatien und Bosnien-Herzegowina eingeschrieben hatten. Organisiert von unserer Geschichtslehrerin, sollte uns in einer Woche diese den meisten Mitteleuropäern weitgehend unbekannt Region und seine Geschichte nähergebracht werden. Neben Frau Zunzer, die ihre zweite Heimat in Kroatien gefunden hat, begleiteten uns auch Martin, ein deutscher Historiker und Journalist, der in Belgrad lebt, und natürlich Mehmed, unser Busfahrer aus Ex-Jugoslawien.

Zagreb

Zagreb war die erste Station unserer Reise. Spät abends fuhren wir in die Stadt ein. Wenn man die Geschäfte und die Schriftzüge wegnehmen würde, dann könne man sich in dieser Stadt auch in Österreich wähnen, wurde uns noch im Bus gesagt. Und es war tatsächlich so. An sich eine typische Hauptstadt, mitteleuropäisches Flair; der grosse Platz erinnerte mich an Helsinki, das Regierungsviertel an Tallinn. An einen vor nicht allzu langer Zeit beendeten Krieg mahnte hier wenig bis nichts.

Am ersten Morgen trafen wir eine Mitarbeiterin von Documenta. Diese Organisation wurde in der Absicht geschaffen, die kroatische Gesellschaft zu

einer kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte anzuregen. Das bisherige Selbstbild gleiche dem des gutmütigen Schäfchens, das vom blutrünstigen Wolf aus dem Südosten angegriffen wurde. Dass Opfer auch zu Tätern werden können und wurden, werde zumindest verdrängt. Noch heute werde in den Familien zu wenig über den hier «domovinski rat» – homeland war – genannten Krieg gesprochen. Nicht die beste Erziehung für Kinder und Jugendliche, gerade in Zeiten, in denen die nationalistischen Parteien wieder an Macht gewinnen. Das Treffen mit einem ehemaligen französischen UNO-Kriegsbeobachter im Jugoslawienkrieg am späteren Nachmittag war nicht minder interessant, wobei von diesem Treffen die Anekdo-

ten über die Fahrkünste seines kenianischen Kameraden mehr in Erinnerung geblieben sind als die, naja – nicht wirklich kritischen Schilderungen seiner Erlebnisse als Blauhelmsoldat.

Fahrt nach Bosnien

Zagreb war interessant. Interessant und schön, aber auch nicht viel mehr. Die Reise sollte erst am zweiten Tag so richtig losgehen. Wir verliessen Zagreb in Richtung bosnische Grenze. Auf dem Weg wurde ein Zwischenhalt in Jasenovac eingelegt. Das ehemalige Konzentrationslager im zweiten Weltkrieg – übrigens das einzige, das allein ohne deutsche Beteiligung errichtet wurde – ist genau ein solcher Schandfleck in der nationalen Geschichtsschreibung, über den nicht gerne gesprochen wird. Das Töten war hier Handarbeit, von systematischer Mordmaschinerie wie in Auschwitz kann hier keine Rede sein – Grund dafür, dass sogar die deutsche Besatzungsmacht eingriff. Auf brutalste Art und Weise

wurden neben Juden und Roma hier vor allem Serben vernichtet. Die Interpretation der Anzahl Todesopfer variiert je nach politischer Einstellung und Nationalität – Serben sprachen von einem Völkermord, dem über eine Million zum Opfer fielen, Kroaten spielten die Zahl der Vorfälle im, wie sie es nannten, Arbeitslager auf dreissig- bis vierzigtausend herunter. Mittlerweile hat man sich auf eine Zahl zwischen 65'000 und 80'000 geeinigt. Tito selbst besuchte die Gedenkstätte nie. Zu unvorstellbar war es, sich öffentlich an einen Ort zu begeben, an dem die vereinten Völker Jugoslawiens sich einst gegenseitig abgeschlachtet hatten.

Die langwierige bürokratische Schikane an der bosnischen Grenze bot Zeit für eine interessante Beobachtung: Überraschend viele Fahrzeuge aus Westeuropa – Schweizer, viele Österreicher, Deutsche, Franzosen, sogar ein Schwede war dabei – passierten die Grenze, und schon bald liess sich aus der Ferne beurteilen, ob es sich um

ein einheimisches Fahrzeug handelte oder um eines aus Mitteleuropa; die schicken Mercedes und BMWs der Westler standen im starken Kontrast zu den klapprigen Volvos und VW Golfs erster Generation der Einheimischen.

Und jener erste Eindruck des bosnischen Lebensstandards verstärkte sich auf der Weiterfahrt nach Tuzla. Westlichen Standard, den man in Kroatien noch vorzufinden vermochte, suchte man hier vergebens. Autobahn gab es keine mehr, stattdessen eine holprige Landstrasse, Frauen, die am Strassenrand ihre Waren anboten, ärmliche Häuser, die vom Krieg gezeichnet waren. Irgendwann die Einsicht, dass es sinnlos war, die Bauruinen zu zählen. Am Wegesrand wiesen in regelmässigen Abständen rote Schilder mit Totenkopf Minenfelder aus. Nur hin und wieder passierte man eine topmoderne Tankstelle, ein Einkaufszentrum oder eine Bank. Ein Europa innerhalb von Europa.



Auf den ersten Kilometern nach der Grenze wehten auffallend viele serbische Flaggen auf den Hausdächern, etwa auf halbem Weg nach Tuzla wurden diese vermehrt von bosnischen und kroatischen Fahnen abgelöst. Der Grund dafür findet sich in der Verwaltungsstruktur Bosniens und Herzegowinas. Das Land ist seit dem Krieg in zwei Entitäten aufgeteilt. Die Gebiete im Norden zur kroatischen Grenze und im Osten zur serbischen und montenegrinischen Grenze hin gehören zur Republika Srpska, wo vorwiegend bosnische Serben leben, der Rest des Landes bildet die Föderation Bosnien und Herzegowina mit vorwiegend bosniakischer und kroatischer Bevölkerung. Beide Entitäten geniessen weite Autonomierechte, wobei die Republika Srpska streng zentralistisch und die Föderation föderalistisch geordnet ist.

Tuzla

Am Abend erreichten wir Tuzla. Der Geruch von verbrannter Kohle in der Luft war penetrant. Wir wurden vorgewarnt, das Hotel entspreche noch «altem jugoslawischem Standard». Ich würde es im Nachhinein als Unterkunft mit ganz eigenem Charme bezeichnen, und immerhin gab es am Morgen fliessend Warmwasser, sofern man am Vorabend nicht vergass, den Boiler einzuschalten. Tuzla selbst ist eher durch seine einstige wirtschaftliche Bedeutung als

durch seine Sehenswürdigkeiten bekannt. Es existiert zwar eine schmucke Altstadt mit Moschee, Kirche und ein paar Cafés, aber das war es dann. Im alten Jugoslawien noch wichtiger Standort für grosse Kohlekraftwerke, Chemie- und Waschmittelfabriken, mit heute einer Arbeitslosigkeit von 50%. Ein Viertel der Bevölkerung lebt unter der Armutsgrenze. Im Krieg war Tuzla eine Hochburg des freien Bosnien, weitestgehend resistent gegen jeglichen fanatischen Nationalismus und Zufluchtsort für die Flüchtlinge aus Srebrenica. Heute ist die Stadt Opfer des Neoliberalismus – die Fabriken wurden privatisiert, die Produktion eingeschränkt und Arbeitsplätze vernichtet. Erst letztes Jahr wurde das Rathaus bei Protesten niedergebrannt¹.

Srebrenica

Der nächste Tag sollte der emotional ergreifendste werden. Auf dem Weg nach Sarajevo stand am Morgen ein Zwischenhalt in Srebrenica an. Was hier vor rund zwanzig Jahren passierte, mag den meisten Europäern bekannt sein. Richtig bewusst ist es wohl aber den wenigsten. Zumindest ging es mir vor dem Besuch der Gedenkstätte so. Wir trafen Hasan, einen Überlebenden des Massakers. Er entkam, weil er rechtzeitig vor den anrückenden Serben in die Wälder um Srebrenica flüchten konnte. Die meisten seiner Bekannten, alles bosnische Muslime, sogenannte Bosniaken,

hatten es nicht geschafft. Diese wurden nach Männern und Frauen aufgeteilt. Die Männer wurden wie die Tiere im Transporter in Gruppen zu ihren Schlachtplätzen geführt, an Gräben gestellt, in Reihen aufgestellt oder sie mussten sich an Hängen bäuchlings auf den Boden legen, ehe ihnen in den Hinterkopf geschossen wurde. Pro Gruppe wurden meist zunächst zwei Männer verschont. Diese mussten die soeben Ermordeten wegschaffen. Dann wurden auch sie geschlachtet. Von der UNO mittlerweile offiziell als Völkermord deklariert, leugnen viele nationalistische Serben dieses unaussprechliche, abscheuliche Verbrechen gegen die Menschlichkeit noch heute. In ihren Augen ist der Mord an achttausend Kindern und Männern – die jüngsten davon waren gerade dreizehn geworden – nie geschehen.

Wenn man dort an dieser Gedenkstätte ist, Hasan zuhört, an den abertausenden Gräbern vorbeiläuft, welche sich vom Hügel herunter tief ins Tal hinein in einer einfach nicht enden wollenden Fläche dicht an dicht aneinanderschmiegen, dann passiert in deinem Innern etwas. In Srebrenica schaffst du es nicht, zu lächeln. Irgendetwas ist da, das jegliche Freude im Innern blockiert. Stattdessen steigen vor dem inneren Auge Bildabfolgen auf, die niemand in seinem schlimmsten Albtraum sehen will – und das Wissen, dass alles noch tausendmal alpträumhafter

¹ Fuster, Thomas. Tuzla – der Niedergang einer stolzen Industriestadt. Neue Zürcher Zeitung vom 25. März 2014, Seite 26

war, als es unsere Vorstellung vorgibt, macht dieses Gefühl noch unerträglicher. Im Museum lief ein Dokumentarfilm. Die letzten Szenen konnte ich nicht mit ansehen – etwas, das mir noch nie passiert ist. Wie so etwas unter zivilisierten, modernen Menschen mitten in Europa, dreizehn Autostunden von der Schweiz entfernt, geschehen konnte – unvorstellbar.

Sarajevo

Ich weiss nicht, wann wir das erste Mal im Bus wieder lachen und witzeln konnten, aber es dauerte eine Weile. Passend zur Stimmung setzte bald Schnee ein, als wir durch die bosnische Landschaft über Pässe, Hochebenen und durch romantische Täler Richtung Sarajevo fuhren. Sarajevo – die Stadt, wo mit dem

Anschlag auf Franz Ferdinand der Erste Weltkrieg begann und mit dem Mord an zwei Mädchen der Bosnienkrieg ausgelöst wurde. Ironie der Geschichte: Sarajevo selbst war beide Male nicht schuld an dem Unheil, das hier ausgelöst wurde. Auf einmal, ohne Vorankündigung, führt die Strasse aus einem eben solchen Tal hinaus – und man befindet sich mitten in der Altstadt. In der bosnischen Hauptstadt herrschte trotz später Jahreszeit tiefster Winter. Im Schneegestöber stiegen wir, schwer beladen mit unseren Koffern, in dünnen Sommerschuhen und Frühlingsjacken, vom Hauptplatz die Gassen hinauf zum Hotel.

Sarajevo lässt sich in Worten nur schwer beschreiben. Ein wenig wie ein Märchen aus

Tausenundeiner Nacht mutet es an. Zauberhaft in die hügelige Landschaft eingefügt ist die Altstadt, halb aus osmanischer, halb aus österreichisch-ungarischer Zeit. Minarette und Kirchtürme überragen die Dächer, am Morgen wird man vom Gebetsruf des Muezzin und durch die Kirchenglocken geweckt. Ein Europa innerhalb eines Europas in Europa? Vor dem Krieg war Sarajevo ein Schmelztiegel der Kulturen und ein wunderbares Beispiel dafür, dass Multikulti funktionieren kann. Hier lebten Bosniaken, die den Islam von den Osmanen übernommen hatten, katholische Kroaten, orthodoxe Serben und Juden friedlich zusammen. Man respektierte sich, man war befreundet untereinander. Sarajevo wurde das Jerusalem Europas genannt. Und nach dem Krieg? Nun, es



sei teilweise immer noch so. Aber irgendetwas sei anders. Viele Serben seien abgewandert, Kroaten und Juden habe es auch fast keine mehr. Der Krieg habe Sarajevo geprägt, noch heute sei er in den Köpfen der Menschen präsent, so hört man von verschiedenen Seiten. Die Leute sind offen, wie ich es noch selten erlebt habe. Mit jedem kann man über alles reden. Mit einem Teppichverkäufer kamen wir ins Gespräch: Sarajevo sei nicht mehr wie früher. Die bosnische Regierung ermögliche eine gute Ausbildung der Leute, investiere Geld, aber schaffe es nicht, den Menschen eine Perspektive im Land zu bieten. Viele würden Bosnien verlassen.

Ein eindrückliches Erlebnis hatten wir auch mit dem Taxifahrer Nedžad. Sein Englisch war miserabel, dennoch gab er sein Bestes. Nachdem er mit ausgeschaltetem Taximeter eine Extrarunde durch die Altstadt eingelegt hatte, um uns eine Strasse zu zeigen, wo sich vier Gotteshäuser verschiedener Religionen innerhalb von hundert Metern aneinanderreihen – das sei das wahre Sarajevo gewesen – erzählte er uns vor dem Hotel in seinem Auto noch zwanzig Minuten lang von seinem Leben. Die Menschen seien müde von der Politik. Die muslimischen, kroatischen und serbischen Regierungsvertreter blockierten sich gegenseitig, brächten das Land auf keinen grünen Zweig. Dennoch wähle jeder weiterhin seine nationalistische Partei (es ist dies einer von vielen Widersprüchen in diesem schönen

Land). Er selber sei Muslim, aber wir sollen wissen, dass er nichts mit diesen Extremisten am Hut habe: «You know, me, normal Muslim. For me, religion not first position. First, two sons, second, work, religion only seven or eight position, you understand me? Sorry, me very bad English. Good man is good man, bad man is bad man, religion not important, you understand me? In Bosnia, normal Muslims. Sorry, my English very bad.» Als er mit seinem Latein, eh Englisch am Ende war, griff er zum Telefon und fragte seinen Sohn am anderen Ende der Leitung, ob er übersetzen könne. Es gebe viele «mixed marriages» in Bosnien, so der Sohn. Auf die Frage, ob er sich nach dem alten Jugoslawien zurücksehne, nach dem alten, multikulturellen Sarajevo, wird Nedžad melancholisch, überlegt, seufzt und sagt: «You know, past time, old, before war. Now, not Yugoslavia, Yugoslavia past time.» Er bedankte sich überschwänglich bei uns, dass wir seine Stadt besuchten, ihm zuhörten, schüttelte uns dreien im Taxi jeweils zweimal die Hand und entschwand durch die Gasse wieder in seinen grauen Berufsalltag.

Früher an diesem Tag führte uns ein junger Mann namens Faruk durch Sarajevo und erzählte uns von der Belagerung seiner Heimatstadt von vor zwanzig Jahren. Er war damals ein dreizehnjähriger Junge und verbrachte einen Grossteil seiner Jugend in dieser Todeszone. Wir besichtigten den Flucht- und Versorgungstunnel aus der und

in die belagerte Stadt, froren uns dabei die Zehen ab, was nicht weiter störte, weil wir grösstenteils gebannt seinen interessanten Ausführungen folgten, Faruk mit seinem, wie uns von einem serbischen Schüler in unserer Gruppe gesagt wurde, typisch trockenen jugoslawischen Humor. Wir fuhren in die tief verschneiten Berge, die einem Wintermärchenland glichen, besichtigten die heruntergekommene Bobbahn der Olympiade von 1984, welche wie ein Mahnmal an den früheren weltstädtischen Glanz Sarajevos erinnerte und heute, einem Totenskelett gleich, wie ein Fremdkörper in der weissen Märchenwelt oberhalb der Stadt steht.

Besuch der Schweizer Botschaft und des historischen Museums

Vom Besuch des historischen Museums wird mir persönlich wohl nicht viel in Erinnerung bleiben, bis auf die unglaubliche Kälte im Gebäude. Zum Heizen fehlen die finanziellen Mittel. Die Frau an der Kasse wartet, so habe ich vernommen, bereits seit Monaten auf ihren Lohn. Mit dem bescheidenen Budget sind aber doch recht interessante Ausstellungen zustande gekommen, wobei das Thema an sich, vor allem der Krieg der frühen Neunziger, die Ausstellung schon sehenswert macht. Es liesse sich aber weitaus mehr aus dem Ganzen herausholen.

Das anschliessende Treffen mit einer Landsfrau in der Schweizer Botschaft war

ungleich angenehmer, sowohl temperaturtechnisch betrachtet wie auch inhaltlich. Auf eine interessante Präsentation über die Schweizer Entwicklungshilfe in Bosnien und Herzegowina folgte eine nicht minder interessante Diskussion hierüber; wir waren allgemein eine sehr interessierte Gruppe.

Auf dem Weg nach Mostar legte der Bus einen Zwischenhalt in Jablanica ein. Im Bus wurden wir mit einem Make-off-Film über die Dreharbeiten am wohl berühmtesten jugoslawischen Film, über die Schlacht an der Neretwa, wo Titos Partisanen die deutsche Besatzungsmacht besiegt hatten, auf den Ort eingestimmt. Die Gedenkstätte besteht aus einem (wiederum und aus demselben Grund) eiskalten Museum und einer zerstörten Brücke in einer Schlucht. Die Partisanen hatten die Brücke im Zweiten Weltkrieg zerstört. Danach hatten die Deutschen sie wieder aufgebaut, und in den Sechziger Jahren wurde sie wiederum von den Jugoslawen zerstört – diesmal für die Produktion des Filmes. Der Faschismus war somit symbolisch ein für alle Mal besiegt.

Mostar

Weiter ging es im Bus nach Mostar, der Bus, der mittlerweile zu unserem zu Hause geworden war, zum ruhenden Pol, zum ewigen Äther. Auch Mostar ist wie Sarajevo ein vor lauter Schönheit kaum zu beschreibender Ort. Die berühmte Brücke ist nur das Sahnehäubchen

auf einer sich wunderbar in die bergige, von der Neretwa zerklüftete Landschaft einfügenden osmanischen Altstadt. Der spätabendliche Spaziergang mit drei Freunden durch das menschenleere Mostar und hinunter zum Flussufer gehört zu den bisherigen ästhetischen Höhepunkten in meinem Leben. Auch am nächsten Morgen brachen wir, diesmal zu zweit, noch vor Sonnenaufgang auf, um Mostar erwachen zu sehen. Und Mostar erwachte tatsächlich bald, und das rege Leben in der Altstadt verwandelte die Stadt komplett.

In der Altstadt erinnerte fast nichts mehr an die Ereignisse vom Ende des letzten Jahrhunderts, als sich in Mostar die zuvor gemeinsam gegen die bosnischen Serben kämpfenden kroatischen und muslimischen Bosnier ihrerseits gegenseitig zu bekämpfen begannen. Ein Krieg im Krieg im Europa in Europa. Noch heute ist die Stadt in einen mehrheitlich muslimischen und einen überwiegend kroatischen Teil geteilt. Dass auch heute noch starke Rivalitäten, wenn nicht sogar Feindschaften bestehen, davon zeugen die beiden Fussballvereine der jeweiligen Stadtteile. Regelmässig komme es zu heftigen Ausschreitungen, so erzählt uns ein Mitschüler, der seine Maturaarbeit über die Frage geschrieben hatte, ob Mostar eine geteilte Stadt sei oder nicht. Ausserdem sei es vor nicht allzu langer Zeit zu Krawallen gekommen, als im Rahmen irgendeiner Welt- oder Europa-meisterschaftskampagne Kroatien gegen die Türkei gespielt

hatte; die Bosniaken waren für die Türkei (ihre «Osmanen»), die bosnischen Kroaten für – wenn sonst – Kroatien.

Split

Die Reise neigte sich dem Ende zu. Mit einer gewissen Wehmut, das wunderschöne Bosnien verlassen zu müssen, machten wir uns am nächsten Tag auf den Weg nach Split, der letzten Etappe unserer Reise. Ist Split überhaupt noch eine Bemerkung wert, nach dem, was Bosnien zu bieten hatte? Eine von Touristen überlaufene, von Souvenirshops zugepflasterte, auf Kreuzfahrtschiffe spezialisierte, typische südeuropäische Stadt am Mittelmeer? Doch Split ist mehr als das. Ihr Charme hatte sich mir, wie schon in Mostar, nachts offenbart, wenn die ganzen Touristenhorden weg waren und man die «Hafenpromenade» und die Altstadt quasi für sich allein hatte, wenn man dann einen kühlen, salzigen Windzug im Gesicht spürte und man auf einer Bank mit Freunden einfach reden und die Zeit vergessen konnte. Früh morgens spazierte ich mit einer Kollegin, auf den Hausberg im Norden der Stadt; erst durch die verschlafenen Gassen des alten Fischerquartiers, dann durch eine wunderbare Parkanlage, wo man auf halbem Weg eine Aussichtsplattform vorfindet. Von hier aus hat man die beste Aussicht, wenn die ersten Sonnenstrahlen schüchtern hinter den Bergen hervorlugen und die dalmatinische Küste und die Stadt in ein märchenhaftes, sanftes Licht tauchen. Als wir uns zurück hinunter

in die Stadt begaben, war diese wieder von Touristen überlaufen.

In Split hatten wir am Vorabend noch ein Gespräch mit einem kroatisch-bayrischen Professor – öhm, kroatischen Bayer, eh nein, professorischen Bayer... oder doch professo-bayrischen Kroaten? – wie dem auch sei, Aleksandar Jakir ist Geschichtsprofessor, in Deutschland aufgewachsen, spricht deshalb perfekt Deutsch und lehrt an der Universität Split als Experte für Geschichte des 20. Jahrhundert. Er klärte noch Fragen, die offen geblieben waren oder die während unserer Reise aufgeworfen wurden. Das Treffen mit ihm war

eine gute Abrundung und historische Rekapitulation des Erlebten, und so konnten wir uns zwar schweren Herzens, aber guten Gewissens auf den Weg zurück in den mitteleuropäischen Luxus machen.

Was bleibt zu sagen? Mittlerweile bin ich wieder seit einigen Tagen zu Hause, so langsam aber sicher haben sich auch wieder meine Gedanken zurück in die Schweiz zu meinem Körper hier an den Schreibtisch gesellt. Es ist schwer, nach solchen Erlebnissen in den Alltag zurückzukehren. Ich denke, das Gesehene und Gelernte hat mich auf gewisse Punkte bezo-

gen sensibler gemacht. Vielleicht habe ich jetzt ein leicht anderes Weltbild als vor der Reise? Gut möglich... vielleicht hat die Reise mich auch in meinen Überzeugungen bestärkt, dass wir Menschen uns doch alle sehr ähnlich sind – jedenfalls mehr, als dass wir uns unterscheiden – und dass gemeinsames Zusammenleben möglich ist. Was ich sicher weiss, ist mein nächster Punkt auf der Tagesordnung: Planen einer Interrail-Reise im Sommer nach Kroatien, Montenegro und Serbien, vielleicht ein weiterer Einblick in ein Europa innerhalb unseres Europas.

Nicolas Krattiger, 4D1

